

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Mannigfaltiges

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Die Marionetten sind uralt; schon die Griechen kannten sie, und von diesen kamen sie zu den Römern. Automaten, die ihre Bewegung durch Räder, Gewichte oder Federn erhalten, und in deren Verfertigung unsere Zeit so Ausgezeichnetes leistet, waren aber im Alterthum unbekannt. Erst als die Uhren zu einiger Vollkommenheit gediehen, brachten einige Künstler dabei Fi-

guren an, welche, wenn die Glocke schlagen sollte, allerlei Bewegungen machten. Als dies gelang, wurden dann auch Figuren ohne Uhr gemacht, welche einzelne Gliedmaßen bewegen, oder sich fortbewegen und laufen konnten. Der nürnbergische Kunstschlosser Hans Bullmann machte schon im sechszehnten Jahrhundert Figuren die nach dem Takte Pauken und Lauten schlugen.

## Mannigfaltiges.

### Die zwölf indischen Ehestandsgebote.

Ein englisches Blatt übersezt den weiblichen Chartisten, welche in England jetzt so kühn hervortreten, die Ehestandsgebote aus den heiligen Büchern der Hindu und erfucht sie, ihre Ansichten einmal mit diesen Chevorschriften zu vergleichen. Wir bitten unsere Leserinnen im Voraus um Verzeihung, daß wir die fragliche Gesezesstelle ins Deutsche zu übertragen uns erkühnen. Sie lautet:

Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann.

Zweites Gebot. Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und grob, ja ob er sogar durch Liebshäften alles Hab' und Gut verschwende, dennoch soll das Weib nicht minder ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister und als ihren Gott.

Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen sein Leben lang: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittve vor ihren Kindern.

Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll sorglich vermeiden, den Männern, die mit geistigen und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, auch nur die kleinste Beachtung zu erweisen.

Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darcin setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt.

Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, so soll sie lachen, und weinen, wenn er weint.

Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleichviel weß Standes sie sei, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingspeisen zubereiten.

Achstes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden alle Tage, zuerst in reinem Wasser und darnach in Safranwasser, sie soll ihr Haar kämmen und salben, den Rand der Augenlieder mit Spieghlanz färben und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen.

Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, so soll sie fasten, auf der Erde schlafen und sich jedes Schmuckes enthalten.

Zehntes Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, so gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege sogleich vor ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten und selbst ihren Gedanken ab.

Elfstes Gebot. Wenn er sie ausschilt, so soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen.

Zwölftes Gebot. Wenn er sie schlägt, so empfangen sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse dieselbe demüthiglich, und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe.

### Unterhaltung zwischen Engländern und Chinesen.

Die zu Emden erscheinende „Krisia“ sagt: Mit der Sprache helfen sich die Engländer, so gut sie können. Als sie die Insel Fschusan eroberten, bildete sich zwischen ihnen und den Chinesen eine ganz neue oder vielmehr eine Ursprache, mittelst derer sie sich sehr gut verständigten. Die Chinesen hatten nämlich alle Arten Geflügel frei; wollten die Engländer eine Henne, so riefen sie: „Gack gack.“ Und fortan hieß die Henne Gack gack. Eben so wurde für Mademoiselle Ente der treffende und zierliche Name „Nack uack“ erfunden; Fräulein Gans dagegen „Kreck kreck“ betitelt. Am ausdrucksvollsten wurde das Rind dargestellt; so oft



die Englischen eine Kuh oder einen Ochsen wollten, streckten sie die Arme über den Kopf empor und brüllten: „Ruh, ruh, ruh!“ Die Unterhaltung die auf diese Art zwischen Engländern und Chinesen geführt wurde, soll sehr lebhaft gewesen sein. — Capitän Anstruther war von den Chinesen gefangen worden, und da er gut zeichnet, portraitierte er mehrere Mandarine, die so erfreut darüber waren, daß sie ihn bei Gelegenheit durch eine ledere Nationalspeise, z. B. Eisenbeinlädgeln mit Sauertraut oder Haisfisch mit polnischer Sauce, überraschten. Eines Tages brachte ihm sein Wärter einen Teller Wildpret, welches einen so eigenthümlichen Geruch hatte, daß Anstruther, mit dem Finger auf die Schüssel weisend, den Diener fragte: „Quak quak?“ das heißt: „Froschkulen?“ Der Chinese schüttelte feierlich den Kopf und entgegnete: „Wau, wau!“ (Hundesteisch.)

### Amerikanische Neugier.

Es gibt auf dem Erdball keine neugierigeren Leute als die Nordamerikaner vom achten Hankeeschlage. Der Reisende Löwenstern erzählt davon ein Beispiel.

Als ich, sagt er im Dampfboote den Delaware aufwärts fuhr, hatte ich die Ehre, daß mir viele an Bord befindliche Gentlemen eine außerordentliche Aufmerksamkeit schenkten. Bald hatten sie mit ihrer Spürkraft heraus gebracht, daß ich ein Fremder sei, und nun trat ein Herr in meine Nähe und musterte mich vom Kopfe bis zu den Füßen.

Ohne Zweifel ein Fremder, raunte er seinen Landsleuten zu, aber nun fragt sich aus welchem Lande?

Das war allerdings die große Frage, ich verspürte aber durchaus keine Lust, sie zu beantworten. Aber Jener wollte auch nicht locker lassen. Ich setzte mich an eine andere Stelle; er folgte mir; ich sah ihn scharf an, um anzudeuten, daß mir sein Benehmen lästig sei, aber er machte sich daraus nichts und redete mich sogar an.

Mein Herr, darf ich fragen, woher Sie kommen?

— Aus Europa, entgegnete ich kurz und barsch.

Ja, das weiß ich, aber aus welcher Gegend? —

— Darf ich Sie ersuchen mir zu sagen, woher Sie kommen?

Ich? Ich komme aus Connecticut; ich bin ein Amerikaner.

— So? Ich bezweifle das nicht im Geringsten.

So? Herr. Aber aus welchem Lande kommen Sie? Das wünschte ich zu wissen.

— Gewiß? Herr. Aber darf ich fragen, ob Sie Handelsgeschäfte machen?

Ja, mein Herr, ich bin ein Kaufmann; allein dürfte ich fragen —

— Ach, Sie sind Kaufmann. Geht's alleweil gut mit den Geschäften in Connecticut?

So ziemlich. Doch dürfte ich —

— Wie weit rechnet man von hier bis nach Philadelphia? — Der Amerikaner rückte den Hut auf dem Kopfe zurecht, denn offenbar machte ich ihn ungeduldig, und antwortete:

Noch zwölf Meilen, Herr. Doch Sie vergaßen, als ich Sie fragte. —

— Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Und damit wandte ich mich um und sagte: Sie entschuldigen ich sehe dort einen Bekannten. Und damit ließ ich ihn stehen. Kaum war ich fort, so war er von einem Schwarme seiner Landsleute umringt, und alle fragten: Wie heißt der Herr? Was ist er? Woher kommt er? Er trägt einen Schnauzbart; ist er ein Oberst?

Als der Amerikaner, meine Nummer Eins aus Connecticut, den mein Entrinnen ganz außer Fassung gebracht hatte, wieder zu sich selbst kam, antwortete er mit dürren Worten: Das Alles weiß ich nicht, allein ich denke wir erfahren es schon noch. —

— Ich sehe nun in der Kajüte und lese. Mein amerikanischer Freund Nummer Eins, von einem seiner Freunde begleitet, steigt die Treppe hinab, und tritt ein. Beide pflanzen sich mir gegenüber auf, und legen eine Landkarte von Europa vor sich hin, die sie eine Weile anstarren, ohne den Mund zu öffnen. Aber auf mich werfen sie zuweilen einen prüfenden Blick. Endlich ruft Nummer Eins: Es sieht in Italien nicht zum Besten aus; dort gibts was in Neapel, vermuthet ich. Nummer Zwei: Ja in Italien siehts schlecht aus. Beide sehen mich an; ich halte den Mund und lese weiter.

Nummer Eins: In Frankreich geht's auch seltsam zu. — Nummer Zwei: Ja seltsam, das ist wahr. — Vier Augen sind auf mich gerichtet; ich bleibe stumm, und lese nach wie vor.

Nummer Eins: Welch ein Ende wird der polnische Krieg nehmen? Tapfre Leute die Polen; waren Sie, mein Herr, etwa schon in Polen?

Ich blicke auf, ängstlich sehen sie mich an, ich öffne den Mund, thue als besinne ich mich, und stoße dann ganz kurz ein vernehmliches Nein! heraus, und damit schlug ich mein Buch zu, und ging aufs Verdeck. Ich ließ sie unten sitzen, und sie haben auch nicht erfahren, wer ich bin.

### Salz als Düngungsmittel.

Die von Herrn Vikes in Mainz gemachte Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen ist noch nicht bekannt gemacht worden, und bis dahin müßte billig Jedermann sein Urtheil darüber zurückhalten, weil ja Niemand Verlust hat, falls, wider Erwarten, das Mittel unwirksam sein sollte. Denn der Erfinder verlangt ja sein geringes Honorar nur erst, wenn sich Alles was er verspricht, im ganzen Umfange bestätigt. Ganz ohne nützliches Ergebnis ist seine Erfindung schwerlich. Einfache Mittel wirken oft viel, z. B. das Salz, dessen sich vielleicht auch Herr Vikes mit bedient. So lesen wir in einem Blatte Folgendes, wonach sich Gartenbesitzer richten können: — Auf keine Weise soll man so große, so süße und gewürzhafte Obstfrüchte erhalten, als wenn man um jeden Obstbaum, so weit sich der Umfang seiner Aeste vom Stamm an erstreckt, diesen Platz mit Salz, auch Düngsalz, im Frühherbst dergestalt überstreut, daß die Oberfläche des Bodens damit bedeckt ist. Die Wirkung dieses Mittels ist großartig. Wurde z. B. bei zwei Obstbäumen von gleicher Art und Gattung, welche von gleichem Umfange des Stammes, der Aeste und Zweige waren, die neben einander standen, außer anderem Dünger, bei dem einen dieser Bäume noch Salz oben darauf gestreut, so waren die Früchte des Baumes, wobei das Salz mit angewendet



worden, größer, süßer und gewürzhafter. Dasselbe Ergebnis fand statt, wenn von zwei Bäumen der eine mit Mist, der andere aber bloß mit Salz gedüngt wurde. — Auch bei Obststrauchfrüchten, als Stachelbeeren, Johannisbeeren u. dgl. hat Salz, als Düngungsmittel angewendet, vor den übrigen Düngungsmitteln unterschiedenen Vorzug. Welschorn und Weizen, vor dem Säen in Salpeterwasser eingeweicht, geben bessere und reichere Pflanzen, als solche von unzubereiteten Körnern; das ist ganz kürzlich in Amerika erprobt worden.

### Ein Erdbebenableiter.

— Das schreckliche Erdbeben, durch welches die Stadt Point-à-Pitre auf Guadeloupe unlängst zerstört worden ist, hat einen Physiker (!) auf den Gedanken gebracht, unterirdischen Katastrophen in ähnlicher Weise vorzubeugen, wie man sich gegen den Wetterstrahl durch Blitzableiter schützt. Ein Pariser Blatt gibt folgende Skizze von dem Plane des Erfinders: „Er geht von dem Vorderfasse aus, daß die Erdbeben electricische Erscheinungen sind. In der electricische Erde, sagt er, reichlich und tief genug, und es bildet sich ein Ausgang, so wird ein Vulkan entstehen, durch welchen mehr oder minder häufige Ausbrüche Statt finden werden, die in der That nur electricische Repulsionen der im Schooß der Erde enthaltenen Stoffe sind. In allen Fällen, wenn man das Uebel kennt, ist die Abhülfe leicht. (So?) Um ein Land gegen die schrecklichen Wirkungen, die so häufig durch Erdbeben erzeugt werden, zu schützen, muß man bedenken, daß dieses Phänomen von der Electricität abhängt; daß die electricische Materie sich allen leitenden Körpern sehr wohl mittheilt; daß die Metalle die besten Leiter sind, und daß die metallischen Spizen die electricische Materie in großen Entfernungen anziehen. Um die electricische Materie aus der Erde abziehen, muß man so tief als möglich sehr große eiserne Stangen in den Boden einschlagen (!), deren beide Extremitäten die, welche in die Erde geht, und die, welche auf der Oberfläche bleibt, mit mehreren quirlförmigen Spizen versehen sind; die unteren Spizen, die in der Erde liegen, ziehen das im Schooße verborgene electricische Fluidum an, welches sich dann den eisernen Stangen mittheilt und durch die oberen quirlförmigen Spizen in Form von Brillantfeuer entleert.“ (Gut gesagt!) — Dieser „Gedanke“ hat Aehnlichkeit mit dem eines rheinischen Landwirths, der nach Belieben Regen machen wollte, und zwar mit hundert Pfund Schießpulver und Lusterschütterung durch Kanonendonner!

### Gute Lehren und weise Sprüche aus dem Alterthume.

Unter dem Titel: Das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend, eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer; hat Dr. Heinrich Weil in Frankfurt ganz kürzlich ein Büchlein herausgegeben, das sich durch die treffliche Auswahl, wie durch gediegene und geschmackvolle Uebersetzung gleich sehr empfiehlt. Nachstehende Züge und Gedanken sind demselben entlehnt:

### Der Tod des Weisen.

Gorgias, der Weise aus Leontium, sank gegen das Ende seines Lebens, vor Altersschwäche, allmählig in immer längern und längern Schlaf. So lag der Greis auf dem Bette, und wenn Jemand von seinen Angehörigen ihn fragte: „Wie geht es dir, Gorgias?“ so antwortete er: „Der Schlaf fängt schon an, mich meinem Bruder zu übergeben.“

### Einige Aussprüche des älteren Cato.

Ich verzeihe Allen, die da fehlen, außer mir selbst.

Lieber will ich den Dank für eine gute Handlung entbehren, als die Strafe für eine schlechte.

Die Vernünftigen lernen mehr von den Thörichten, als die Thörichten von den Vernünftigen lernen. Denn diese hüten sich vor den Fehlern der Thörichten, jene aber ahmen die richtigen Handlungen der Vernünftigen nicht nach.

### Bildung.

Demosthenes antwortete einem Menschen, der ihn schimpfte: „Ich lasse mich nicht auf einen Kampf ein, in welchem der Unterliegende dem Sieger überlegen ist.“

### Verth.

Von den beiden Freiern, die sich um die Hand seiner Tochter bewarben, zog Themistocles den tüchtigen Mann dem reichen vor, indem er sagte: „Lieber einen Mann, der des Geldes, als Geld, das eines Mannes bedürftig ist.“

### Unterschied des Weisen und des gewöhnlichen Menschen.

Des Alltagsmenschen Beschaffenheit und Grundzug: niemals von sich selbst Förderung oder Hemmung erwarten, immer nur von den Aufstingenden.

Des Weisen Beschaffenheit und Grundzug: alle Förderung wie alle Hemmung allein von sich selbst erwarten.

### Der Sitz unserer Uebel.

Was die Menschen aus der Fassung bringt, sind nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen. So ist der Tod nichts Schreckliches — sonst wäre er ja auch dem Socrates so erschienen — sondern die Meinung, die man von dem Tode hat, daß er etwas Schreckliches sei, die ist das ganze Schreckliche an ihm. Wenn wir also verlegen, oder außer Fassung oder traurig sind, so laßt uns niemals Andere anklagen, sondern immer uns selbst, das heißt: unsere eignen Meinungen. Ein Ungebildeter klagt Andere an, wo er selbst ein Uebel ist; ein Halbgebildeter sich selbst; ein Gebildeter weder Andere noch sich.

### Lebensregeln.

Trage Scheu vor dir selbst, und du wirst dich nicht vor Anderen zu schämen brauchen.

Wenn du nicht viel begehrt, so wird dir das Wenige viel scheinen.

Da sich die Dinge des Lebens nicht unseren Wünschen bequemen, so müssen wir unsere Wünsche den Dingen anpassen.

Beneide Niemanden: die Guten verdienen ihr Glück, die Bösen sind auch im Glücke elend.



## Blumenlese.

## Reid.

Reide nicht Andern ihr Gut: dir selber zeugst du Schande.  
Reidlos leben zusammen die seligen Kinder des Himmels.  
Reidet der Mond wohl den Glanz der mächtiger strahlenden  
Sonne?

Reidet die Erde im Thal des Himmels erhabene Wölbung?  
Reiden die Ströme das Meer? Ein Einklang bindet sie alle.

## Lebensregel.

„Sterben muß ich doch einst;“ So denk' und genieße was dein ist.  
„Leben kann ich noch lang;“ Denk' es und spare dein Gut.

## Wahres Glück.

Oft wohl leben in Hülle die Bösen, die Guten in Armuth;  
Aber tausche du nicht Tugend um blinkendes Gold.  
Siehe, die Tugend besteht, sie bleibt dir treu bis ans Ende.  
Gold besitzest du heut, morgen ein Anderer schon.

## Das einzige Ziel der Hoffnung.

Arm an Reizen ist unser Leben und dürstig an Freuden.  
Wenn wir die Sorgen nicht reissen aus unserer Brust.  
Graue Haare pflanzen sie auf, dem grünenden Scheitel;  
Zehren der Menschen Gemüth wüthend und wüthender aus,  
Dah oft Sterben seliger ist als jammernd zu leben,  
Dah der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.  
Darum richte dein Herz zu Einem Ziele der Hoffnung,  
Andern gönne nicht Raum; Mäßigung heißet das Ziel.

## Das Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen  
und Sorgen:  
Wer dich entbehret hat Müß; wer dich besizet hat Leid.

Vorurtheile gegen die Kartoffeln in früheren  
Zeiten.

Diese nützliche Frucht, von welcher jetzt in Deutschland mehr  
als sechszig Abarten vorhanden sind, war in unserm Vaterlande  
schon im siebenzehnten Jahrhundert als Kulturfrucht hie und da  
bekannt, aber ihr Anbau verbreitete sich nur allmählig; er wird im  
Großen erst seit sechszig, höchstens siebenzig Jahren betrieben,  
und hat seine gegenwärtige Bedeutung für die Landwirth-  
schaft nur in den letzten Jahrzehnten gewonnen, besonders durch  
die Bemühungen des berühmten Landwirths Thaer, den man  
nicht mit Unrecht den „Apostel des deutschen Kartoffelbaus“ ge-  
nannt hat.

Der alte Vaterlandsfreund Joachim Kettelbeck erzählt in sei-  
ner von ihm selbst aufgezeichneten Lebensbeschreibung, — ein Buch  
das jeder Vater seinen Söhnen in die Hände geben  
sollte, — folgendes, aus den vierziger Jahren. Damals war  
ihre Zeit in Pommern.

Kolberg erhielt aus des großen Friedrichs vorsorgender Güte  
ein Geschenk, das damals hier zu Lande noch völlig unbekannt  
war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln nämlich, langte  
auf dem Markte an, und durch Trommelschlag in der Stadt und

den Vorstädten erging die Bekanntmachung, daß jeder Gartenbe-  
sitzer sich zu einer bestimmten Stunde vor dem Rathhause einzufin-  
den habe, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere  
Böhlthät zugedacht habe. Man ermisst leicht, wie Alles und Jed-  
des in eine stürmische Bewegung gerieth, und das um so mehr,  
je weniger man wußte, was es mit diesem Geschenke zu bedeuten  
habe.

Die Herren vom Rathe zeigten nummehr der versammelten  
Menge die neue Frucht vor, welche hier noch nie ein menschliches  
Auge erblickt hatte. Daneben ward eine umständliche Anweisung  
verlesen, wie diese Kartoffeln gepflanzt und bewirthschaftet, des-  
gleichen, wie sie gekocht und zubereitet werden sollten. Besser frei-  
lich wäre es gewesen, wenn man eine solche geschriebene oder ge-  
druckte Instruktion gleich mit vertheilt hätte, denn nun achteten in  
dem Getümmel die wenigsten auf jene Vorlesung. Dagegen nah-  
men die guten Leute die hochgepriesenen Knollen verwundert in  
die Hände, rochen, schmeckten und leckten dran, kopfschüttelnd bot  
sie ein Nachbar dem Andern; man brach sie von einander und  
warf sie den gegenwärtigen Hundten vor, die dran herum schnop-  
perten und sie gleichmäßig verschmäheten. Nun war ihnen das  
Urtheil gesprochen!

„Die Dinger“ — hieß es — „riechen nicht und schmecken  
nicht; und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre  
uns damit geholfen?“ Am allgemeinsten war dabei der Glaube,  
daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von welchen man zu seiner Zeit  
ähnliche Früchte herabschüttle.

Inzwischen ward des Königs Wille vollzogen, und seine Se-  
gensgabe unter die anwesenden Garteneigenthümer ausgetheilt  
nach Verhältnis ihrer Besitzungen, jedoch so daß auch die geringe-  
ren wenigstens einige Nehen erhielten. Aber kaum irgend Jemand  
hatte die ertheilte Anweisung zu ihrem Anbau recht begriffen.  
Wer sie also nicht geradezu in seiner getäuschten Erwartung  
auf den Kirchhofen warf, ging doch bei der Anpflanzung so  
verkehrt als möglich zu Werk. Einige steckten sie hie und da ein-  
zeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu kümmern, andere  
glaubten das Ding noch klüger anzufangen, wenn sie die Kartoffeln  
beisammen auf einen Haufen schütteten und mit etwas Erde  
bedeckten.

Nun mochten aber wohl die Herren vom Rath gar bald in  
Erfahrung gebracht haben, daß es unter den Empfängern viele  
lose Verächter gegeben, die ihren Schatz gar nicht einmal der Erde  
anvertraut hätten. Darum ward in den Sommermonaten durch  
den Rathsdienar und Feldwächter eine allgemeine und strenge  
Kartoffelschau veranstaltet, und den widerspänzig Befundenen  
eine kleine Geldbuße auferlegt. Das gab wiederum ein großes  
Geschrei, und diente auch eben nicht dazu, der neuen Frucht an  
den Bestraften, bessere Gönner und Freunde zu erwerben.

Das Jahr nachher erneuerte der König seine wohlthätige  
Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man  
dabei höhern Orts auch zweckmäßiger, indem zugleich ein Land-  
reiter mitgeschickt wurde, der als ein geborener Schwabe des Kar-  
toffelbaus kundig und den Leuten bei der Anspflanzung behüllich  
war, auch ihre weitere Pflege besorgte. So kam also diese Frucht  
zuerst ins Land Pommern, und hat seitdem, durch immer vermeh-  
ten Anbau kräftig gewehrt, daß nie wieder eine Hungernoth so  
allgemein und drückend bei uns hat um sich greifen können. Den-  
noch erinnere ich mich gar wohl, daß ich erst volle vierzig  
Jahr später (1785), bei Stargard, zu meiner angenehmen  
Verwunderung, die ersten Kartoffeln im freien Felde ausgekostet ge-  
funden habe.